

**Zeitschrift:** Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens  
**Herausgeber:** [s.n.]  
**Band:** 13 (1971)

**Artikel:** Erinnerungsblätter eines Arztes  
**Autor:** Gaudenz, Men  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-550459>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

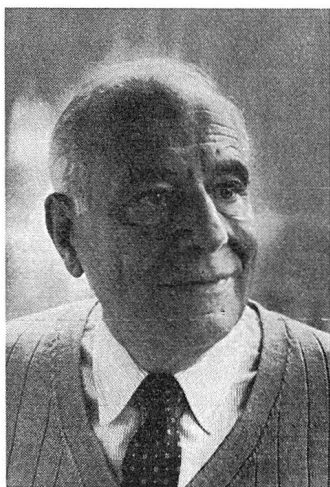
**Download PDF:** 18.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Erinnerungsblätter eines Arztes

von Men Gaudenz

*Im Calven-Verlag erschien soeben aus der Feder von Dr. med. Men Gaudenz ein Bändchen, betitelt «Ein Landarzt erzählt». Es enthält Erinnerungen des heute im Ruhestand Lebenden an seine Arztjahre, z. T. köstliche, teilweise auch dramatische Episoden aus seiner langjährigen Tätigkeit im Unterengadin. Den besonderen Teil des Bändchens macht aus, daß Men Gaudenz in ausgezeichneter Weise zu erzählen versteht. Wer sich in seinen Geschichten vertieft, staunt über die Darstellungsgabe des Autors. Um unsere Leser mit dem Werklein wenigstens indirekt vertraut zu machen, haben wir den Autor ersucht, auch für das «Bündner Jahrbuch» noch zusätzlich aus dem Schatz seiner Erinnerungen zu berichten, was er mit Freude tat. Wir unterbreiten deshalb unsern Lesern einige Proben seiner Arztgeschichten. Wer sie liest, wird gerne auch noch zum Bändchen «Ein Landarzt erzählt» greifen, das als Heft 5 der Kristallreihe beim Calvenverlag oder in jeder Buchhandlung erhältlich ist.*



Der Autor

## *Meine erste Stellvertretung*

Ich war im Kantonsspital als «Unterhund» tätig. «Unterhund» ist die respektlose Bezeichnung, welche man schon damals für ganz junge Assistenten verwendete, weil sie selbstverständlich zuerst gar keine ärztlichen Befugnisse besaßen und, in der Hauptsache, Urin zu untersuchen hatten. Mein Erstaunen war deswegen groß, als mich der berühmte Universitätsprofessor, bei dem ich arbeitete, zu sich ins Bureau beordern ließ. Er fragte mich, ob ich bereit wäre, eine Vertretung in einem kleinen Bezirksspital zu übernehmen; einer seiner Freunde habe ihn gebeten, ihm einen Assistenten für kurze Zeit abzutreten, er sei jedoch in dieser Ferienzeit nicht in der Lage, einen seiner wenigen Mitarbeiter zu entbehren, der Oberarzt habe mich empfohlen. Ich machte Augen — wie Suppenteller. «Ich — unmöglich! Ich bin nur im achten Semester und habe nie vertreten ...» Der Herr Professor aber verstand mich zu beruhigen. Es handle sich ja nur um ein ganz kleines Spital, mehr Altersasyl und Krankenhaus für chronische Fälle. Im Sommer sei sowieso gar nichts los; übrigens stehe mir in Notfällen ein erfahrener Arzt der Umgebung zur Seite, er kenne mich vom Semester her, ich solle ruhig zusagen.

Was blieb mir also anders übrig? So fuhr ich dorthin, aber bange, bange.

Der zu vertretende Arzt war gottlob noch daheim, als ich die Stelle antrat, und führte mich ein. Das kleine Spital wurde beschei-

denerweise tatsächlich nur Asyl genannt, hingegen hatte dieser Arzt eine sehr umfangreiche Landpraxis. Er war ein mit den modernen Errungenschaften wohl vertrauter Mann, denn er besaß sogar ein Elektromobil, dessen ich mich bedienen durfte. Ich habe vor wenigen Jahren diesen, wie man jetzt behauptet, vorsintflutlichen Vorläufer des Benzinmotors in einer Ausstellung für Verkehr und Technik in Luzern entdeckt und wiedererkannt. Es war wirklich derselbe. In jedem Dorf hatte der Doktor einen elektrischen Stecker anbringen lassen. Dort mußte man die Batterie aufladen, während man die Krankenbesuche machte. Irgendwelche Autofahrbewilligung war nicht nötig. Das Auto besaß eine mit einem großen Gummiballon zu betätigende Signaltrompete. Ich bin überzeugt, daß Jerichos Posaunen nicht mächtiger erschallten als mein Autohorn. Dabei hupte ich, nach erhaltener Anweisung, ununterbrochen, wenn ich durch die Landschaft fuhr. Die Bauern auf den Feldern unterbrachen ihre Arbeit und starrten mir mit offenem Munde nach, bis ich in den mächtigen aufwirbelnden Staubwolken ihrem Blickfeld entschwand. «Der Doktor!»

Schon am ersten Tag meiner waghalsigen Vertretung traten Schwierigkeiten auf. Ein kleiner Bub, mit der brieflich belegten Diagnose «Blinddarmentzündung», wurde eingewiesen. Ich kontrollierte nach bestem Wissen nach und gelangte zu einer übereinstimmenden Feststellung. Zum Glück war mein Chef, wie gesagt, noch da. Für später war, falls Operationen notwendig würden, vorgesehen, daß ich den Bezirksarzt rufe, einen guten Chirurgen und, nebenbei gesagt, ein berühmter Dichter-Arzt.

Dr. W. trat ohne langes Federlesens an die Operation heran und holte, nach allen Regeln der Kunst, den Blinddarm ans Tageslicht. Im kleinen Darmanhängsel befand sich ein großer Wurm, der den ganzen Blinddarm ausfüllte. Es erwies sich, bei näherer Inspektion, daß der ganze Darm von diesem widerlichen Gewürm bewohnt war. Durch die dünne Darmwand sah man die sich aufbäumenden

dicken, regenwurmartigen ekligen «Viecher». Dr. W. verzichtete nach diesem Anblick auf die Operation und verschloß sofort die Operationswunde. Mir sagte er: «Verabreichen Sie dem Jungen, sobald sich die Operationsnarbe gebildet hat, in ca. einer Woche, eine wackere Dosis Calomel-Santonin. Die Schwester weiß schon.»

Der Chef verreiste und ich verfaßte, da die Schwester nichts davon wissen wollte, das erste Rezept meines Lebens, in sorgfältiger Schönschrift, selbstverständlich, nach umfassender Konsultation meiner mitgebrachten Lehrbücher der Medizin. So weit — alles in Ordnung.

In aller Herrgottsfrühe des nächsten Tages jedoch pocht es verzweifelt an meine Schlafzimmertüre: «Herr Doktor!, Herr Doktor!» Dieser Titel war mir völlig fremd. Daß ich damit gemeint sein könnte, entging meinem durch den tiefen Schlaf noch beduselten Bewußtsein, und ich wendete mich gemächlich auf die andere Seite und versuchte wieder einzuschlafen. Als die Notsignale jedoch nicht aufhörten, vielmehr immer dringlicher zu werden schienen, durchdrang doch endlich wie eine Art Geistesblitz mein verschlafenes Gehirn, und mit dem Ausruf: «bom-bom!» was auf deutsch sinngemäß etwa: «o, je, o, je!» heißen wird, sprang ich mit einem wilden Satz aus dem Bett. Vor dem Schlafzimmer befand sich eine kurzsichtige, alte, ganz verstört aussehende Krankenschwester. Weil die Apothekerin ebenfalls in den Ferien weilte, hatte sie, trotz dicker Stargläser, deren Aufgabe übernehmen müssen. «Bin ich froh, daß Sie da sind», begann sie ihre Jeremiade, «ich fürchtete schon, Sie seien nicht im Hause. Denken Sie nur, was passiert ist. Soeben habe ich es gemerkt. Bei der Anfertigung der Wurm-pulver für den Hansli habe ich mich im Komma getäuscht und zehn mal zu viel Santonin dem Zucker und Calomel zugegeben, o, Gott, o, Gott, er hat's schon eingenommen».

«Unbedenklich», sagte ich trotz furchtbarer innerer Aufregung. «Ich komme sofort.» Nun stürzte ich mich in äußerster Hast auf meine Bücher und las, erblassend: «Santoninüber-

dosierung schädigt in erster Linie den Sehnerv und kann zu völliger Erblindung führen». Kalter Schweiß rann mir über den Rücken, und mich notdürftig anziehend, rief ich zur Türe hinaus: «Sofort alles zu einer Magenspülung bereit machen!» Aber damit kamen wir beim Patienten schlecht an. Der verflixte, kräftige und eigensinnige Bub sperrte den Mund dermaßen kräftig zu, daß es unmöglich war, den Magenschlauch einzuführen. Ich war ganz verzweifelt, als weder freundliches Zureden, weder Vorhaltungen noch Drohungen halfen. — — «Narkose!», rief ich mit plötzlicher Eingebung. Bei diesem Wort erschrak der ungezogene Knabe dermaßen, daß ihm der Mund vor Staunen von selber aufging und, schnell reagierend, stieß ich ihm den Mundsperrer in den offenen Mund hinein, und darnach gelang es mir, eine gründliche Magenwaschung vorzunehmen. Müde, aber doch sehr erfreut, begab ich mich in mein Schlafzimmer zurück, in der Absicht, noch 2—3 Stunden zu schlafen. Dabei dachte ich bei mir selbst: «Diese Stelle hättest du doch nicht übernehmen sollen.»

Kaum war ich ausgezogen, als neuer Alarm sich erhob.

Ich wurde ans Telefon verlangt. «Herr Kollege, bitte bereiten Sie alles vor. Ich muß leider einen ganz schweren Fall von Starrkrampf einweisen. Der Transport ist schon auf dem Weg. Sie müssen bald eintreffen», so tönte eine aufgeregte Stimme an mein Ohr, und schon war der Hörer aufgelegt.

Bald darnach wurde ein alter, blasser Mann hereingetragen. Sein Körper schien wirklich starr zu sein, und doch trug er ein merkwürdig verzerrtes Lächeln zur Schau. Erst beim Nachlesen meiner Bücher erfuhr ich, daß dieses Lächeln ein typisches Symptom der Krankheit ist (*risus sardonius*). Von Zeit zu Zeit wurde er von entsetzlichen Krämpfen erfaßt, welche die ganze Muskulatur ergriffen und äußerst schmerzhaft zu sein schienen. Mein medizinisches Wissen befand sich noch in einem Embryonalstadium, dazu gesellte sich die Angst, der Situation, nicht gewachsen zu sein. Der Bezirksarzt war nicht aufzufinden,

er befand sich irgendwo auf der Praxis. Meinen Büchern entnahm ich: «Nach einer frischen Wunde oder Hautverletzung suchen. Wenn eine solche vorliegt, diese gut ausschneiden und desinfizieren, da sie die Eintrittspforte der Tetanusbazillen sein kann. Sofort Antitetanusserum spritzen. Patient in ein völlig verdunkeltes Zimmer lagern. Jeder Lärm ist zu vermeiden usw.» Das alles wurde durchgeführt. Nach einer knappen Stunde rief man mich, ich solle möglichst schnell zum Patienten kommen. Ich fand die Vorhänge zurückgezogen vor und alle Fenster sperrangelweit offen, also alles meinen Anordnungen entgegengesetzt, was mich in Harnisch brachte. «Wieso sind meine Anordnungen nicht befolgt worden?», tadelte ich die Schwestern verärgert, aber doch mit verhaltener Stimme, um den Patienten zu schonen. Die Oberschwester, eine alte, ehrwürdige Dame, näherte sich mir mit einem wohlwollenden Lächeln auf den Lippen und flüsterte mir ganz leise ins Ohr: «Herr Doktor, er ist gestorben!» Ich hatte bis dahin in meinem Leben noch nie einen Toten erlebt. Ich ging zum Patienten hin, fühlte seinen Puls, auskultierte sein Herz und sagte dann etwas stotternd, als ob ich es herausgefunden hätte: «Der Patient ist gestorben.»

Aber der Sorgen und Kümernisse noch nicht genug! Am nächsten Tag brachte man eine schwangere Frau, die innerlich furchtbar blutete, eine Eileiterschwangerschaft. Ich rief sofort den Bezirksarzt, der ein erfahrener Chirurg war. Er vollbrachte die schwierige Operation mit gutem Erfolg. Damals konnte man noch keine Bluttransfusionen ausführen. Man kannte die verschiedenen Blutgruppen usw. noch nicht. Ich hatte meine Not, die arme Frau am Leben zu erhalten.

Soviel in zwei Tagen ließ meinen Mut völlig sinken, und Verzagtheit überkam mich, ich war ja ein junger, ganz unerfahrener Student. Ich eröffnete der Oberschwester gegenüber meinen Wunsch, die Stelle aufzugeben und heimzufahren, da ich mich den Anforderungen nicht gewachsen fühle. Sie erklärte mir aber, das sei in diesem Asyl etwas ganz

Außergewöhnliches, besonders zu dieser Zeit, sicher reinster Zufall, ich könne ruhig bleiben. Auch die andern Schwestern und einige Patienten ermunterten mich, die Flinte doch nicht ins Korn zu werfen, es sei bis jetzt doch alles gut gegangen, und so blieb ich dort bis am Schluß. Mit Ausnahme des nächsten Falles, den ich noch erzählen will und der mir großen Kummer bereitete, verlief alles, bis zum Schluß meiner Vertretung aufs beste, zu meiner eigenen und zu allgemeiner Zufriedenheit. Daß noch etwas Besonderes vorfallen könnte, hätte ich von vornherein annehmen dürfen, denn meistens sind nicht nur alle guten, sondern auch alle schlechten Dinge ihrer drei. Ich habe in meinem Leben immer wieder festgestellt, daß sich besondere Ereignisse fast immer häufen, gute und schlechte, meistens bis auf drei.

Die alkoholische Demenz gleicht dem Delirium tremens der Alkoholiker, ist jedoch nicht identisch. Sie kommt meistens bei Leuten vor, die von Natur aus schon etwas verschoben, wenn auch nicht direkt geisteskrank, sind.

Eines Tages brachte mir die Polizei einen arg tobenden Kerl ins Haus. Der Patient war noch jung und stark. Die Polizisten, von der Anstrengung völlig außer Atem und leichenblaß, so sehr hatten sie sich durch den wütenden Kampf beeindrucken lassen, hatten ihn wie einen Schwerverbrecher gefesselt. Welches «arrivée» für mich jungen Studenten! Mit massiven Dosen von Schlafmitteln gelang es mir, ihn vorübergehend zu besänftigen und ihn dann in ein für solche Fälle vorgesehenes Zimmer einzusperren. Die Fenster waren mit Eisenstangen vergittert, die feste Türe besaß auf der innern Seite keine Klinke, an den kahlen Wänden hingen keine Bilder, es befand sich im Zimmer, außer dem Bett für den Kranken, kein Mobiliar. Nach Verabreichung der Medikamente sah der Patient bald wie eine schlafende Fledermaus aus, er hatte sich ausgestreckt und war ganz ruhig. Von Zeit zu Zeit, bevor er wieder zu toben anfangt, mußte man ihm wieder eine Spritze verabrei-

chen. Ich war ängstlich darauf bedacht, meine Arztvisite so einzurichten, daß ich ihn schlafend vorfand, um seinen Puls und seine Herz-tätigkeit prüfen zu können. Es gelang uns jedoch nicht immer, den bestgeeigneten Moment zu treffen. Wenn wir zu spät kamen und er schon wach war, schien der Teufel los zu sein. Er brüllte wie ein wildes Tier und benahm sich wie ein verrückt gewordener Tiger. Mit gewaltiger Kraft zerriß er selbst die Bettdecken und schmiß seine Matratze und selbst seine Bettstelle umher, wie wenn das Spielzeug wäre. Obschon mir das unheimlich gefährlich vorkam, mußte ich in den Käfig des wilden Tigers, um ihm eine Spritze zu verabfolgen. Ich schämte mich dabei sehr über meine Angst und habe mich immer geschämt, wenn ich zurückdenke: eine hübsche, ganz kleine Schwester, die mir kaum bis zu den Achselhöhlen reichte, schlich sich immer, wenn ich ängstlich zögerte, an mir vorbei und ging als erste ins Zimmer. Ich großer, kraftvoller Bengel ließ sie nur allzugern gewähren und folgte ihr zitternden Herzens mit der gefüllten Spritze in der Hand. Es dauerte sehr lange, bis der Patient wieder einigermaßen normal war, soweit es bei ihm überhaupt sein konnte. Er aß jetzt seine Mahlzeiten mit Appetit und trank seinen Kaffee, ohne alles gegen die Wand oder ins Gesicht der Schwester zu spucken. So kam auch der Tag, an dem ich ihm erlaubte, eine Weile in den Garten zu gehen. Allerdings hatte ich die andern Patienten, die sich im Garten aufhielten, gebeten, auf ihn aufzupassen und mir zu berichten, falls er sich irgendwie auffallend benehmen sollte. Die Probe verlief erfolgreich, und man berichtete mir, er habe sich völlig normal benommen, sei auf einer Gartenbank gesessen und habe sich sogar ganz vernünftig mit andern Patienten unterhalten. Beruhigt durch diese Feststellungen, gab ich ihm am darauffolgenden Tag die Erlaubnis, sich schon am Vormittag in den Garten zu begeben. Kurz darauf erhob sich im Garten ein alarmierendes Getöse. Er sei im Laufschrift mit einem Kissen unter dem Arm erschienen und sei mit einem großen Satz, unmittelbar neben

der geöffneten Gartentüre, über den Zaun gesprungen, und weg sei er gewesen.

Auf seinem Bett wurde ein rührender Abschiedsbrief «An meine Lieben» gefunden. In diesem erklärte er, daß es ihm, nach dem Vorgefallenen, nicht mehr möglich sei, unter die Leute zu gehen. Er bat um Verzeihung und grüßte alle aufs liebste.

Die Feuerwehr wurde sofort zu seiner Suche alarmiert. Auch Private stellten sich gütig zur Verfügung. Es war bekannt, daß der Entschwundene hoch oben in einem Seitental ein Maiensäß besaß, und man glaubte zu wissen, daß er dort ein Gewehr habe. Also rannte man dorthin. Das Gewehr fand man zwar, unbenutzt, ihn jedoch nicht. Der Bezirksarzt machte mir die schwersten Vorwürfe, das schade sogar dem Ruf des Spitals. Bei mir war an Schlaf nicht mehr zu denken. Ich fühlte mich sehr unglücklich und schuldig.

Das arme Mütterchen erschien, ein abgearbeitetes, abgehärmtes Frauchen, und mit ihr erschienen auch zwei von Fuß bis Kopf ganz in schwarz gekleidete Brüder. Sie nahmen meine Beileidsbezeugungen mit freundlicher Miene entgegen; fast hätte man den Eindruck haben können, daß sie sich beim Gedanken, ihr armer Bruder habe nun seine Ruhe gefunden, eher erleichtert fühlten.

Es heißt, daß Missetäter gerne zum Ort ihres Verbrechen zurückkehren. Auch mich plagten Reuegefühle, wie sie möglicherweise bei Verbrechen anzutreffen sind. Wahrscheinlich deshalb begab ich mich in die verlassene Zelle meines unglücklichen Patienten. Das Kinn fiel mir herunter und der Mund blieb mir vor lauter Staunen eine Weile offen. Im Bett befand sich der vermißte Patient und grinste mir mit breitem Mund voll Schadenfreude entgegen. «Das Mol han i Eu kriegt, — ha, ha, ha!» Meine Wiedersehensfreude übertraf noch meinen Ärger. Nach telefonischer Rücksprache mit dem ebenfalls hocherstaunten Bezirksarzt entließ ich den böartigen Spaßvogel aus dem Spital.

#### *Merkwürdige Dankbezeugungen*

Während meines Aufenthaltes in London hatte ich, als Hausarzt des französischen Spi-

tals (medical Superintendent) zahlreiche interessante Erlebnisse. Das ziemlich alte Krankenhaus liegt bezeichnenderweise auf der Trennungslinie zwischen zwei völlig verschiedenartigen Quartieren. Auf der Vorderseite verläuft die Shaftesbury Avenue, eine große, belebte Geschäftsstraße, ganz in der Nähe von Piccadilly Circus (Centrum der Weltstadt). Die hintere, sehr vernachlässigte Fassade des Spitals ist hingegen einer düsteren Gasse von Soho, dem berühmten Armen- und Verbrecherquartier der Stadt, zugewendet. In gleicher Weise hatte auch ich Einblick in zwei verschiedene Welten.

Welche ausweglose Verzweiflung muß das völlig verwahrloste, ordinär aussehende Weib erfaßt haben, um ihr den Mut zu geben, ein ganzes Fläschchen Lysoform hinunterzuwürgen. Bald nach der Tat brachte jemand die mehr tote als lebendige Selbstmord-Kandidatin zu uns ins Spital. Ihre Lippen, ihre Zunge und der ganze Schlund waren arg verätzt. Sie hatte erbrochen und atmete, halb erstickt, nur noch in schmerzhaften Zuckungen. Der Puls war kaum tastbar. Unsere erste Aufgabe war die Behandlung des Herzens und der Atmung. Wir gaben uns alle erdenkliche Mühe, behandelten die Brandwunden, spülten den Magen aus usw. Es kamen ganze Fetzen verätzter Schleimhaut aus Schlund und Speiseröhre heraus. Ich blieb dann selbst, nach Beendigung der Behandlung, fast die ganze Nacht neben ihrem Bett, um sie zu beobachten und im Notfall sofort einzugreifen. Am nächsten Tag war sie noch ganz benommen, wohl auch infolge der Schmerzbekämpfungsmittel, doch es bestand nun kein Zweifel mehr, daß sie sich erholen würde. Bei der Arztvisite am darauffolgenden Tag neigte ich mich über die wie in Ohnmacht liegende Patientin, um sie, besonders ihre Atmung, besser beobachten zu können. Nur meiner schnellen Reaktionsfähigkeit ist es zu verdanken, daß ich noch lebe. Mit erstaunlicher Gewandtheit hatte die Patientin unvermittelt einen scharfen Stechdolch gezückt und mit der ganzen ihr verbliebenen Kraft, mich, gegen mein Herz zielend, zu erstechen versucht.

Ein großer Schnitt in meiner Arztbluse verriet, daß sie gut gezielt hatte. Zum Glück war mein Arztmantel sehr weit und stand beim Rücken weit vor, so daß er den Schlag auffing. Mit einer Schnelligkeit und Gewandtheit, die uns nur in Momenten höchster Not zur Verfügung stehen, war ich zurückgewichen und hatte fast gleichzeitig das Plumeau ergriffen, war auf das Bett gesprungen und hatte sie damit zugedeckt und überwältigt. Ohne große Mühe gelang es mir, das Messer der unterernährten, schwachen und halbtoten Frau der Hand zu entwinden. «Was fällt Ihnen ein!», schrie ich wütend. Ihre Stimme war weg, sie konnte nicht reden. Wild ächzend hauchte sie jedoch etwas, in unbändiger Wut, mit haßerfülltem Gesicht. Die einzelnen Worte waren kaum zu verstehen, und doch begriff ich den Sinn: Wir hätten kein Recht, uns in ihre Privatangelegenheiten einzumischen. Sie wünschte, zu sterben, nicht, durch unsere Schuld weiter leben zu müssen, vielleicht verunstaltet, als Krüppel und Wrack. Wir seien Verbrecher. Sie werde sich rächen.

Der diensthabenden Krankenschwester gegenüber auch etwas ungehalten, fragte ich in barschem Ton: «Wie ist das zu erklären, Schwester, daß eine Patientin in ihrem Bett einen Dolch hat?» «Ich weiß es auch nicht», entgegnete ganz schüchtern die entsetzte Krankenschwester, «ungefähr vor einer Stunde ist eine merkwürdige Frau gekommen. Sie hat gesagt, sie sei die Schwester der Patientin und möchte sie nur ganz, ganz schnell sehen. Da Krankenbesuche ausdrücklich bei ihr verboten sind, wollte ich es ihr zuerst nicht gestatten. Aber sie bat mich flehentlich nur um einen kleinen Augenblick, sie müsse unbedingt der Schwester ihr Amulet bringen und zeigte mir eine Medaille mit einem Kreuz darauf. Dieses Amulet werde der Schwester neuen Mut geben, denn es sei ihr Talisman und habe ihr immer Glück gebracht. So habe sie ihr gestattet, hineinzugehen, und sie sei wirklich auch sofort zurückgekommen. Wer weiß . . .?»

Der Fall verlangte eine lange, geduldige Behandlung. Sie erholte sich jedoch und konnte

allmählich dazu gebracht werden, sich mit dem Gedanken, weiter leben zu müssen, zu versöhnen. Beglückt von unserer Lebensrettung war sie jedoch nie.

Sie hätte viel früher entlassen werden können, wenn mir nicht der schlechte Gedanke gekommen wäre, sie als Probekaninchen zu verwenden. Wir hatten uns einen neuen elektrischen Apparat angeschafft, eine Art einpoligen Diathermieapparat. In der Gebrauchsanweisung war unter anderem auch die vorzügliche Brauchbarkeit des Apparates zur Entfernung kleiner Hautgeschwülste, Tätowierungen und dergleichen beschrieben. In Sachen Tätowierungen war mein Soho-Biest ein wahres Kunstwerk. An der Brust, aber hauptsächlich an den Armen, waren herrliche Bilder, Namen und Sprüche zweifarbig angebracht. Sie war mit dem Vorschlag, diese ganz oder teilweise zu entfernen, sehr einverstanden. Man mußte, nach Anaesthesierung, einfach den roten und blauen Strichen nachfahren, wobei sie weiß wurden und später verschwanden. Ich hatte jedoch die verminderte Widerstandsfähigkeit der Patientin, die gar keine natürlichen Abwehrkräfte mehr besaß, zu wenig berücksichtigt. Auch war sie nicht reinlich genug. Es trat eine foudroyante Infektion auf. Bald glich der rechte Arm einem Elefantenbein, nur war er statt aschgrau feurig rot und heiß, wie glühende Kohlen. Damals existierten weder Sulfonamide noch Antibiotica. Der Kampf gegen den die arme Frau neuerdings bedrohenden Tod war ein schwerer, harter Kampf, nur trug dieses Mal jemand anders die Verantwortung.

Während ihres langen Aufenthaltes im Spital faßte die Patientin Vertrauen zu mir und erzählte mir ihren gar traurigen Lebensroman. Ihre Eltern hatte sie nie gekannt. Bei fremden Leuten war sie als verstoßenes, kaum geduldetes Kind lieblos aufgewachsen. Später, weil völlig ratlos und allein, schloß sie sich einer Bande an, die sich durch Diebstahl und durch Schwindeleien den nötigsten Lebensunterhalt zu sichern versuchte, einer Bande, die jedoch bei Einbrüchen auch vor Mord nicht zurückschreckte. Sie selbst und andere Frauen muß-

ten sich als Straßendirnen betätigen. Sie sei zwar verheiratet, klagte sie, müsse jedoch täglich eine gewisse Geldsumme heimbringen, sonst würde sie verprügelt und mißhandelt. Ihr Mann habe früher in den Kohlengruben gearbeitet, jetzt seien diese geschlossen worden (es war während der schweren Wirtschaftskrise in England, um 1928/29 herum). Er arbeite nichts mehr, strolche nur herum, spiele, betrinke sich täglich und sei bei allen wüsten Raufereien dabei. Von Zeit zu Zeit mache er sich mit seiner Bande auf einen gefährlichen Raubzug. — Sie sei schon zu alt und habe gar keinen Erfolg, wenn sie auf den Strich gehe. Ihr bleibe nur noch der Diebstahl übrig, aber das sei auch eine riskante und sehr unsichere Einnahmequelle. Sie erzählte mir sehr ausführlich von ihrer Notlage, bis in einzelne Details, aber auf diese will ich hier nicht eintreten. Über solche Dinge kann sich jeder, der es wünscht, in schlechten Kriminalromanen orientieren. Ich hatte aber angenommen, daß viel Phantasie dabei sei und daß soviel Abscheulichkeit in einem Wohlfahrtsstaat gar nicht existiere. Hier habe ich Gelegenheit gehabt, mit dem wahren Abschaum der Menschheit Bekanntschaft zu machen. Das Erstaunlichste dieser Geschichte folgt erst jetzt:

Am Tage ihrer Entlassung kam das arme, verworfene Weib, um sich zu verabschieden und zu bedanken. Sie hatte allen Grund dazu, denn sie mußte für den langen Aufenthalt und auch für die Behandlung keinen roten Rappen bezahlen. Einzig ihren Dolch hatte ich für mich behalten. Sie verlangte ihn aber unverzüglich und unbedingt zurück; ohne diesen Dolch verlasse sie nicht das Haus. Dieser Dolch sei ihr Talisman, der sie jederzeit und überallhin begleite. Es entwickelte sich eine Diskussion, weil ich ihr die gefährliche Waffe nicht aushändigen wollte. Während diese noch im Gange war, klopfte es an die Türe. Der Portier Jock trat mit besorgtem Gesicht ein und bat mich, einen Augenblick herauszukommen. «Ich befürchte, Sir», sagte er, «es bereitet sich irgend etwas Unangenehmes vor,

ich weiß allerdings nicht, was. Es hat sich aber vor dem Haustor eine kleine Gruppe von äußerst verdächtig, ja gefährlich aussehenden Männern zusammengerottet. Sie schauen mit so merkwürdigen Blicken zur Türe her, ich fürchte fast, sie haben etwas Böses im Schilde. Soll ich vorsichtshalber die Polizei benachrichtigen?» «Warte nur einen Augenblick!», beruhigte ich ihn, nachdem ich mir die Gesellschaft durch eine kleine Türspalte auch angesehen hatte. Ich kehrte ins Bureau zurück und erzählte den Vorfall meiner Patientin. «Oh», machte sie ganz geringschätzig, «das ist nichts. Das sind nur meine Männer, die mich abholen wollen. Ich muß gehen, also geben Sie mir meinen Dolch!» Als ich weiter zögerte, warf sie trotzig ein: «Dolche habe ich genug. *Diesen* muß ich haben. Warten Sie!», dabei machte sie sich schleunigst davon und zum Spitaltor hinaus. Sie eilte zur Gruppe, wie mir Jock später mitteilte. Es fand keine besondere Begrüßung statt, es wurden nur einige Worte gewechselt, und schon kam sie mit einem Dolch zurück. Dieser hängt, zur Erinnerung, noch immer an der Wand meines Bureaus. Ich begleitete die Patientin durch die Halle bis zum Haustor. Kaum war sie draußen, als eine Art verkommener Riese hereintrat. Mit großen Schritten trat er auf mich zu, wie wenn er durch mich in gleicher Richtung noch weiter schreiten möchte. Ich erschrak. Kurz vor mir stoppte er jedoch und streckte mir seine Riesenpfote zu. «Je vous remercie, docteur», stieß er mit einer unwahrscheinlich tiefen Bier-Baßstimme, in abgesetzten Worten hervor, «pour ce que vous avez fait pour ma femme, et, si vous avez jamais besoin de moi . . .» (dabei bog er seinen langen, dicken Daumen, der wohl einen Dolch versinnbildlichen sollte, weit zurück und machte eine schnelle Bewegung, wie wenn er meinen Bauch von unten nach oben aufschlitzen möchte. Mit dieser Bewegung zusammen ließ er einen merkwürdigen, gurgelnden Ton, ähnlich dem Krächzen von verrosteten Türangeln vernehmen: «krrrrk! . . . à votre disposition!» Und mit einer so schnellen Wendung, daß man ihm eine solche gar nicht

zugetraut hätte, verließ er, ohne jeden weiteren Gruß, das Spital.

### *Der heilige Augustin*

Daß es so schöne Nonnen gibt, wußte ich gar nicht. Sie war bildschön, eine wahre kleine Madonna, von tadellosem Körperbau. Die wunderbaren, lang und dicht bewimperten Augenlider hielt sie meistens sittsam gesenkt. Von Zeit zu Zeit befahlen jedoch heftige Schmerzen das schöne Gesichtchen. Wie von einem Schrecken erfaßt, sperrte sie dann ihre eindrucksvollen, glänzenden Augen, von denen ein eigentümlicher Glanz wie ein Licht ausging, weit auf. Nach ihrer Untersuchung gab es für mich keinen Zweifel und kein Zögern: ein guter Spezialist mußte sofort zu Rate gezogen werden, denn sie beklagte sich über unerträgliche Schmerzen am Knochen hinter dem rechten Ohr und über heftige Gesichts- und Kopfschmerzen. Sie hatte ziemlich hohes Fieber.

Prof. Dr. Mc. Kennsey, den ich sehr gut kannte, erschien sofort. Er war eine anerkannte Autorität auf dem Gebiete der Ohren-Nasen- und Halskrankheiten und berühmt geworden, besonders, nachdem er als Konsiliarius nach Deutschland zum Kaiser Wilhelm II., als dieser an einer chronischen Laryngitis litt, berufen worden war. Der Arzt des Kaisers nahm bei der jungen Nonne eine akute Mittelohrentzündung an und erachtete eine Operation als dringend notwendig. Merkwürdigerweise war der Operationsbefund absolut negativ. Trotz sorgfältiger Inspektion sämtlicher Zellen des Knochenvorsprungs hinter dem Ohr (processus mastoideus) konnten weder eine Eiterung, noch irgendwelche Entzündung des inneren Ohres festgestellt werden. Dr. Mc. Kennsey stand vor einem Rätsel, er war sehr erstaunt. Bis zur Heilung der Operationswunde mußte die Patientin natürlich hospitalisiert bleiben. Unterdessen ging es ihr bedeutend besser, trotzdem die Operation sinnlos gewesen war. Sie klagte nur noch über gelegentliche starke Kopfschmerzen. Sie kam jede Woche zur Kontrolle, wobei nichts Besonderes festgestellt werden konnte. Nach

einem Monat oder zwei, ich kann mich nicht mehr genau erinnern, wurde sie jedoch als dringender Fall wieder eingewiesen. Es waren bei ihr hohe Fieber aufgetreten. Die Schmerzen hatten sich ins Unerträgliche gesteigert. Dr. Mc. Kennsey war fest davon überzeugt, daß eine Eiterung doch irgendwo vorliegen müsse, möglicherweise noch tiefer, vielleicht unter der Hirnbasis. Nach langem Hin und Her wurde die nochmalige Operation beschlossen. Ich assistierte, wie immer. Der Meißel drang tiefer und tiefer. Schließlich gelangten wir bis zum Gehirn. Die Hirnhaut und eine blaue Vene des Gehirns wurden sichtbar — nichts zu finden! Mir graute. Mc. Kennsey war, man kann wohl sagen, ganz verzweifelt. Nach der Operation traten septische Fieber auf, und der rechte Arm der lieben kleinen Schwester war völlig gelähmt. Dr. Mc. Kennsey alarmierte alle möglichen Spezialisten, Gehirnspezialisten, Neurologen, Röntgenologen, Ophthalmologen. Alle bemühten sich sehr um die Diagnose — vergeblich. Die hohen Fieber wollten nicht weichen. Sie nahm gar nichts zu sich und wurde immer blasser und durchsichtiger. Die arme, kleine Madonna, wie elend lag sie da. Dr. Mc. Kennsey's Stirne zeigte tiefe, sorgenvolle Falten, und er sah auch mich an, wie wenn er mich durchbohren möchte. Konnten wir sie wirklich nicht retten!?

Da trat ein Wunder ein. Der heilige Augustin erschien und heilte sie.

Mit ihrer schwachen, kaum hörbaren Stimme fragte mich eines Tages die erbarungswürdige, mir so liebe Patientin: «Sind Sie katholisch?» «Nein», sagte ich, «ich bin nicht katholisch». Es war, wie wenn sie in sich zusammenfallen würde, man sah ihr die Enttäuschung an. «Schade», murmelte sie «ich hätte Ihnen so gerne ein kleines Bild des heiligen Augustin aus Dankbarkeit für Ihre große Mühe geschenkt. Es hätte Ihnen Glück gebracht. Es ist vom heiligen Vater gesegnet.» Sie schwieg. Das war für sie schon eine große Anstrengung gewesen. «Schade», erwiderte ich, ein wenig in ihrem Ton und schaute traurig drein. «Ruhen Sie sich jetzt bitte aus.

Wissen Sie, ich hätte das Bildchen unendlich gerne von Ihnen erhalten — ich hätte mich soo gefreut, denn ich bin auch ein Christ, evangelisch zwar, aber wir haben denselben Gott. Nun darf es also nicht sein.» Ein Freudenstrahl schien ihren ganzen Körper zu durchdringen. Wie bei einem Kind, das beschenkt wird, hellte sich das blasse Leidensgesichtchen auf. «Ah, es würde Sie freuen», jubelte sie, wenn auch schwächlich, und sie erhob sich allein bis zu einer fast sitzenden Stellung, entnahm dem Nachttischchen das Bildchen und überreichte es mir mit triumphierender Geste. Ich nahm es dankend an und drückte es an mein Herz. Was ich gesehen hatte, verriet ich ihr aber nicht. Sie hatte mit der gelähmten Hand das Bildchen herausgenommen und mir überreicht. Von nun an wurden die Warmwasserflaschen vor dem Fiebermessen weggenommen, und die diensttuende Schwester erhielt die strikte Order, die Patientin während des Fiebermessens keine Sekunde aus dem Auge zu lassen. Von nun an waren die bedrohlichen, septischen Fieber verschwunden. «Das Luderchen», sagte Dr. Mc. Kennsey, «also doch Hysterie. Ich habe es mir manchmal gedacht, aber die Fieber paßten nicht dazu.» Nach einer relativ kurzen Zeit konnte unser liebes Nönnchen entlassen werden. «Der heilige Augustin hat Sie geheilt», überzeugte ich sie. «Seien Sie dankbar und gehen Sie getrost wieder heim. Von nun an stehen Sie unter seinem Schutz und werden gesund bleiben.» Glückselig und dankbar strahlte sie mich an. Ich habe sie seither nie wieder gesehen.

Von der Oberin des Klosters, die ihre Schutzbefohlene während ihres Spitalaufenthaltes häufig besucht hatte, erfuhr ich folgendes: Das schöne Mädchen war nicht aus eigenem Andrang Nonne geworden. Sie war noch ein ganz kleines Mädchen, als ihr Bruder im Kriege eine ganz gefährliche Mission zu erfüllen hatte. In ihrer Angst um den Sohn und in ihrer Seelennot beteten die Eltern und flehten Gott um seine Hilfe an. Möglicherweise in der Annahme, ihr Wunsch werde dann eher erfüllt, vielleicht aber als Ausdruck

ihrer Dankbarkeit für die Erfüllung ihres Wunsches und als Zeichen ihrer Ergebenheit legten die Eltern das heilige Gelübde ab, daß sie, sollte der Sohn heil zurückkehren, ihr jüngstes Mädchen Gott weihen wollen. Es sollte dann in ein Kloster eintreten und ihr Leben ganz und allein dem Dienste des Herrn zuwenden.

Das Mädchen war aber nicht für ein Klosterleben geschaffen. Ihr Unbewußtes revoltierte in der ihrer ganzen Natur nach aussichtslosen Situation. Sie ergriff die für sie einzig mögliche Flucht, die Flucht in die Krankheit. Sie war zu leiden und zu sterben bereit. Die Symptome ihrer vorgetäuschten Krankheit hatte sie allerdings genau einstudiert. Ohne Zweifel hatte sie Lehrbücher der Medizin zu Rate gezogen.

«Sie bekommt nun einen Posten auf dem Lande, in Frankreich», schloß die Oberin ihren Bericht. «Dort wird sie sich im Geiste Christi betätigen können und, so Gott will, glücklicher werden.»

#### *Das Geschenk der alten Negerin*

In einem Drittklaßzimmer mit sechs Betten lag eine schwerkranke alte Negerin. Ihre pechschwarze Haut und ihr noch immer pechschwarzes Haar ergaben einen ungewohnten Kontrast mit den weißen Leinen. Die fünf anderen Patientinnen im Zimmer empfanden die Schwärze ihrer Leidensgefährtin wie einen ihnen zugefügten schwarzen Schandfleck. Sie behandelten sie auch darnach wie eine Verstoßene oder Pestinfizierte. Das verursachte offensichtlich der armen Negerin Seelenschmerzen, welche sicherlich die krankheitsbedingten Schmerzen noch übertrafen.

Von Rassendiskriminierung und allen damit zusammenhängenden Problemen hatte ich damals kaum eine Ahnung. Das Verhalten der Mitpatientinnen empörte mich sehr. Ihre Zurechtweisung hätte aber höchst wahrscheinlich zu einer unangenehmen Auseinandersetzung mit den redegewandten giftigen Weibern geführt und die Situation nur verschlimmert. Darum tat ich, als merke ich nichts, behandelte aber die Negerin mit aus-

gesuchter Sorgfalt. Trotz ihrer Schmerzen beim Verbandwechsel hatte sie immer ein dankbares Lächeln für mich und schaute mich manchmal an, wie wenn ich ein Halbgott wäre.

«Sie sind so gut zu mir», sagte sie eines Tages. «Ich kann nicht nur danken. — Ich will Ihnen ein Geschenk verehren!» «Unsinn», erwiderte ich, «wozu ein Geschenk? Ich übe nur meinen Beruf aus, sonst nichts. Ich bin bezahlt und bekomme keine Geschenke, von niemandem. Also machen Sie sich keine Gedanken darüber. Sie brauchen mir wirklich nichts zu schenken.» «Doch», bestand sie weiter, «ich schenke Ihnen das Schönste und das Liebste, das ich besitze. Sie werden sich freuen. Ich habe Tage und Nächte lang darüber nachgedacht, was ich Ihnen schenken könnte. Ich habe nur das, sonst gar nichts, aber Ihnen gönne ich es.»

Die Frauen platzten fast vor Wunder, sollten aber nichts erfahren.

Ich hatte energisch abgewunken, aber das Geschenk kam trotzdem.

Eines Abends, so gegen halb neun Uhr, meldete unser junger Hausdiener mit einem halb verschmitzten, halb spöttischen, undefinierbaren Lächeln auf den Lippen, zwei junge Damen. «Sie lassen sich nicht abweisen, es sei privat, unaufschiebbar», sagte er. Die beiden jungen «Damen», die Hand in Hand, wie Erstkläßlerinnen auf einer Schulreise, eintraten, versetzten mich in unsagbares Staunen. Die eine hatte einen ganz frechen Gesichtsausdruck, blaue, etwas unnatürlich schimmernde Augen und ein Gebaren, das sie unschwer als Dirne erkennen ließ. So jung, etwa neunzehn Jahre alt, und schon so vollkommen! Hemmungslos betrat sie das Bureau und setzte sich, ohne dazu aufgefordert zu sein, in einen mir gegenüberliegenden, großen Lederfauteuil. Ihre Begleiterin zog sie an der Hand energisch nach und veranlaßte sie, sich auf der Fauteuillehne neben sie zu setzen. Scheu folgte ihre Begleiterin, ein pechschwarzes, etwa 14—15jähriges Negermädchen ihren Anordnungen. Sie war noch nicht erwachsen, aber schon voll entwickelt, eine

hübsche Negerin. Wie ein sich wunderndes Kind schaute sie mich unverwandt mit ihren großen, schwarzen Augen prüfend an. Ihr halb geöffneter Mund, auf dem das allen Negern eigenes Lächeln spielte, ließ eine regelmäßige Reihe von schönen, blendend weißen Zähnen erblicken.

«Sie wünschen?», fragte ich verärgert. Die Anstandsdame begann völlig ungeniert ein Stück einer lustigen Melodie zu trillern und triumphierte, wohl in der Meinung, mir eine ungeheure Freude zu bereiten: «Ich bringe Ihnen das Geschenk der Mrs. Dousougaa, da . . .», mit ihrer flachen Hand wies sie auf das Negerkind, es steht zu Ihrer Verfügung.» Bei diesen Worten schmiegte sich das verschüchterte Mädchen eng an ihre Begleiterin und legte ihr das schwarze Händchen auf die Achsel. «Sie ist noch ganz jung, wissen Sie», fuhr die Dirne fort, «und völlig unerfahren. Ich soll sie begleiten.» Eine heiße Blutwelle der Empörung stieg mir zu Kopf, und ich hatte Mühe, mich zu beherrschen. Am liebsten hätte ich die freche Wanze samt Geschenk unter lautem Fluchen zur Türe hinausgejagt. «Das darfst du nicht tun», ging es mir durch den Kopf, «das wäre eine zu grobe Beleidigung der alten Negerin gegenüber, welche mir, in ihrer ganz negerhaften Denkweise, ein ihr fast schmerzhaftes Opfer bringen will. Ich muß sie mit etwas Anstand, in nicht beleidigender Weise, zurückweisen, aber wie?»

Ich schwieg eine Weile, um einen Ausweg zu finden. Unterdessen schwatzte die Engländerin unbeirrt weiter. «Sie ist das jüngste Enkelkind von Madame Dousougaa und heißt Loulou. Madame Dousougaa ist die älteste Frau ihres Stammes, und als solche hat sie, nach alter Negersitte, die alleinige und volle Verfügungsgewalt über alle Familienmitglieder.» Sie sah mich an und entdeckte wahrscheinlich das Widerstreben in meinem Gesicht. «Daß sie fast noch ein Kind ist und unberührt, muß Sie nicht stören, jetzt kommt sie doch bald dran, wer weiß, unter Umständen mit welchem Grobian», plapperte sie munter weiter. Unterdessen hatte ich, meiner Meinung nach, den Rank gefunden, um mich

mit möglichster Eleganz aus der Klemme zu ziehen. «So gut das alles auch gemeint ist», unterbrach ich die Sprecherin, «die Geschichte hat einen Haken: ich bin verlobt», log ich in überzeugendem Ton, «und habe meiner Braut Treue geschworen. Wer einen Schwur bricht, das wissen auch Sie, über den bricht Unglück herein. Wer Treue verlangt, muß auch selber treu sein, nur wer aufrichtig liebt, kann Liebe verlangen» usw. In völliger Verkennung ihrer Möglichkeiten hielt ich meinen jungen Besucherinnen eine Art Moralpredigt. «Sie haben gut reden», war die Reaktion der jungen Prostituierten. «Sie haben eine Stelle, und Sie haben zu essen. Wie aber, wenn keine Stelle zu finden ist und gar nichts zu nagen vorhanden? Was ist dann zu tun?» «Ich weiß», entgegnete ich zerknirscht. Hoffentlich kommen auch für Sie bessere Zeiten. Ich wünsche Ihnen beiden das Bestmögliche für die Zukunft. Gehen Sie jetzt!» Mit diesen Worten entnahm ich meinem Portefeuille eine Pfundnote und reichte sie der Dirne. Beim Anblick des Geldes leuchtete sie auf. «Ich darf nichts annehmen!», stieß das Negermädchen hervor. «Meine

Großmutter hat es mir strengstens verboten.» «Dir gebe ich auch nichts», erwiderte ich, «von mir bekommst Du nichts, aber von Deiner Freundin darfst Du schon die Hälfte annehmen.» Sie dankten und gingen, die Kleine, wie mir schien, fast etwas enttäuscht.

Die Großmutter war nicht so beleidigt, wie ich gefürchtet hatte. «Ich begreife», sagte sie, «ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrer Verlobung. — Ich habe mich getäuscht, ich habe Sie für einen Mann gehalten, wie die meisten Männer sind, aber Sie sind ein Herr!»

Was bedeutet ein Herr beim niedrigen Negerproletariat, dachte ich später, das wird wohl kein schmeichelhafter Begriff sein, während *ein Mann*, mit Betonung ausgesprochen, etwas Erstrebenswertes, Heroisches bedeutet. So wird wohl auch die moderne Jugend, bei der nur *Sex* gilt, von mir, beim Lesen dieser Geschichte, denken. Ich stamme aber aus einer früheren Zeit. Moral und Ethik sollten mir Wegweiser sein. Ich war doch ein fühlender Mensch und nicht ein Stier, zu dem der Bauer eine Kuh bringt, in diesem Fall sogar ein junges, unschuldiges Kalb.